Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Vierzehntägig erscheinende Beilage zum „Ostdeutschen Volksblatt“, herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen

Nr. 1 Lemberg, am 12. Hartung 1930

Umschau

Ernste Dinge, lächelnd besprochen von einem lateinischen Bauern.

(Ein Nachwort zum Jahreswechsel.)

Achttausendsiebenhundertsechzig Stunden hat ein Jahr. Hiervon nimmt uns der Schlaf ungefähr dreitausend weg. Ueber die anderen verfügen wir frei, sofern uns nicht etwa Krankheit ans Bett fesselt oder die Zeit uns gestohlen wird.

Ehe wir dem neuen Jahr zujubeln, sollten wir uns darüber Rechenschaft geben, ob wir alle Stunden des alten gut und richtig ausgenützt haben. „Aha!“ wird einer sagen, „ich weiß, worauf das hinausläuft: Zeit ist Geld.“ Freilich ja: für den Verdiener; für den Landwirt hat dieses Wort nur beschränkte Geltung. Wir mögen noch so hasten und jagen: Das Korn reift nicht einen Tag früher, als der Himmel mit Sonne und Wolken es gestattet. Zeit ist also für uns nicht Geld, sondern etwas viel Besseres und Köstlicheres: sie ist der reine Strom, der unser Lebensschifflein hinüber trägt in die Ewigkeit. Die Zeit ausnützen heißt: sie nicht vorbei rinnen lassen, sondern mit ihr dem Ziele zustreben, das im Jenseits liegt. Gold und Silber ist schwere Last für unsern Kahn und wird uns am Ende der Fahrt doch nichts nützen. Viel besser ist es, wenn wir an die denken, die hinter uns kommen, und ihnen die Klippen wegräumen. Schaffen, ein Zeichen seines Erdenwandels hinterlassen, aus vollem Herzen guten Samen ausstreuen, das ist besser als bloß Geld verdienen. Wenn wir die Stunden des Jahres in dieser Weise ausgefüllt haben, dann brauchen wir nicht um verlorene Zeit zu klagen.

Freilich auch der Beste unter uns wird, wenn er am Ende des Jahres Einkehr in sich hält, bekennen müssen, daß er nicht alle seine Stunden gut und recht ausgenützt hat. Er wird sich daher wahrnehmen, im neuen Jahr besser darauf zu achten: weiß doch niemand, wann seine letzte Stunde schlägt und die bittre Reue über vergeudete Zeit herankommt, fruchtlos quälend, weil die Uhr abgelaufen ist. Man schildert uns die Hölle als einen Ort der Qual in grellen Farben: ewiges Feuer soll dort brennen und kein Entrinnen möglich sein. Bedarf es denn des Feuers, um unserm Körper Schmerz zuzufügen? Sind seelische Qualen nicht viel ärger? Denke sich einer über Raum und Zeit hinausgehoben mit freiem Blick auf sein Leben zurück, auf diese kurze Spanne Zeit, deren jede Stunde und jede Minute ihm frei zur Verfügung stand; und denke sich, daß diese köstliche Zeit unausgenützt blieb oder schlecht ausgenützt ward. Nun ist nichts mehr dran zu ändern: ewig bleiben die häßlichen Flecken, ewig bleibt leer, was wir leer zurückgelassen haben. Ob der Teufel da noch einheizen müßte, um unsern Leib zu brennen? Oder ob etwa der seelische Schmerz so mächtig wäre daß wir des leiblichen darüber vergäßen?

Hoffentlich glaubt niemand, ich sei ein Asket, ein Weltverächter und verlange auch von andern, es zu sein. Zur Arbeit gehört auch Erholung und Vergnügen. Ich halte es für einen Fehler, ja geradezu für Sünde, sich einseitig zu verbrauchen und Körper und Geist kein Ausspannen zu gönnen.

Allerdings gehen die Meinungen über das, was Erholung und Vergnügen zu gelten hat, sehr auseinander. Predigen hilft da nicht. Wer auf sich achtet, merkt es stets am Nachgeschmack, ob er seine Mußezeit edel und gottgefällig verbracht hat. Wer den Morgen kaum erwarten kann, um wieder zur Arbeit zu kommen, und sich den ganzen Tag auf den Abend freut, wer den Montag lachend begrüßt und die ganze harte Woche an den Sonntag denkt, der scheint mir den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Wohin führt dieser Weg? Geradeaus zum Glücke.

An keinem Tage wird so viel Glück gewünscht als am Neujahrstage. Allerdings ist das meistens eine bloße Formel, die man hersagt, ohne sich viel dabei zu denken, etwa so, wie wenn man einen mit „Guten Tag!“ begrüßt. Gar mancher holt aber doch seine Wünsche etwas mehr aus der Tiefe und gibt seinen Worten die Kraft eines Gebetes. Aber ach! wie wenig dieser Wünsche, auch der echten, gehen in Erfüllung, vielleicht zu unserm Heile, denn sicher steckt auch gar viel Torheit in ihnen. Glück kann man überhaupt schwer jemandem wünschen, höchstens, die Fähigkeit, glücklich zu sein. Denn Glück ist ein Gefühl, das im Menschen entsteht, wenn er mit sich, Gott und der Welt im Einklang steht, wenn er sich selbst erkannt hat und dessen inne wird, daß er seinen Platz im Leben voll ausfüllt. Das ist das echte Glück. Es fällt einem nicht in den Schoß, sondern muß erworben werden. Bisweilen kommt es einem abhanden, Zweifel treten an seine Stelle durch neues Ringen muß es zurückerobert werden. Das Glück, das ich meine, das ganz große, ist nur wenig abhängig von den äußeren widrigen Ereignissen. Sie ziehen bloß dahin, wie Wolken über die Sonne: auszulöschen vermögen sie diese Licht- und Wärmespenderin niemals.

Gewiß, die Welt versteht unter Glück meist etwas anderes, etwas, das der große Zufall bringt, das sich zählen, messen und wägen läßt. Aber schaut euch nur im Leben um, wie solche Glücksfälle manchmal enden: z. B. das Glück eines Karten- oder Lotteriespielers. Ihr werdet erkennen, daß das, was man Glück genannt hat, der Anfang des Unglückes war.

Von den Wünschen gibt es viele, die sicher in Erfüllung gehen. Man muß nur recht vom Herzen wünschen, sich auf das Erreichbare beschränken, darf des Wunsches nicht vergessen und Kopf und Hand nicht ruhen lassen. Stößt man an einen Stein, so ist das nur eine Mahnung, auf den nächsten besser zu achten, glaubt man nicht weiter zu können, so muß man etwas rasten und überlegen. Mit dem Kopfe kommt man nicht durch die Wand. Das weiß jeder, aber nur wenige handeln darnach. Ueberhaupt nehmen wir von kleinauf eine Fülle von Weisheitslehren in uns auf. Wenn wir aber einmal auf die Probe gestellt werden, wie viel davon uns ganz durchgedrungen hat, daß es wie von selbst auch in unsern Handlungen zum Ausdruck kommt, da versagen wir sehr oft. Das Christentum ist uns anscheinend auch nur angeflogen und, wenn wir einmal tüchtig geklopft werden, fliegt es gleich wieder davon. Wenn ich Schilderungen des Volkslebens aus längst verklungenen Zeiten gelesen habe z. B. in Homers Heldengedichten, habe ich mich oft gewundert, wie wenig sich die Menschheit geändert hat. Deswegen wiege ich auch zweifelnd mein Haupt, wenn mit Pauken und Trompeten der Fortschritt gepriesen wird. Daß wir auf der Erde und in der Luft Kilometer fressen, daß wir um das Erdrund herum sehen und hören können uns tausend andere Dinge, die unsere Großväter als Zauberei angemutet hätten, das alles macht's noch nicht aus; wenn wir uns nicht innerlich wandeln, immer mehr den alten Adam ablegen, immer mehr unsere gegenseitige Verbundenheit fühlen, das Schlagwort vom grausamen Kampf ums Dasein ins alte Eisen werfen, und dafür die etwas verstaubte Nächstenliebe hervorholen, ist aller äußere Fortschritt Plunder. Er gibt den Bedenkenlosen bloß die Mittel zur Unterdrückung ihrer Mitmenschen in die Hand, verschärft die Gegensätze und die Unzufriedenheit. Ist so etwas eines großen Rühmens wert?

Dieses wunderliche Nachwort zum Jahreswechsel kann ich nicht schließen, ohne noch zwei Wünsche angebracht zu haben. Ich wünsche meinen Lesern etwas und wünsche mir etwas. Beide Wünsche sind bescheiden und erfüllbar. Meinen Lesern, daß Sie immer die paar Kronen übrig haben, um den „Deutschen Landwirt“ zu halten, mir, daß ich bei meinen Zickzacksprüngen durch unsere liebe Landwirtschaft nie ein Bein breche. Im übrigen rieche ich, wenn sich die Sonne gewendet hat, schon den Frühling. Nächstesmal werdet ihr mich schon etwas besser gelaunt finden.

Vorstand und Aufsichtsrat

Auf der gemeinsamen Sitzung des Vorstandes und Aufsichtsrates eines Kassenvereines fielen einmal die Worte: „In den Vorstand kann man einen jeden wählen, selbst den Nachtwächter, aber in den Aufsichtsrat gehören die fähigsten Leute!" Dieser Ausspruch, der natürlich lebhafte und berechtigte Empörung unter den Vorstandsmitgliedern hervorrief, ist so bezeichnend für das oft zu beobachtende Verhältnis beider Organe zueinander, daß wir diesem Verhältnis einige Worte widmen wollen; dies umsomehr, als wir uns dabei auf die Ausführungen eines großen Fachmannes, des stellvertr. Anwalts des deutschen Genossenschaftsverbandes Berlin, Direktor Korthaus, auf dem Verbandstag des Allgemeinen Verbandes der Schultze-Delitzsch'schen Genossenschaften in Prag am 13. Oktober d. Js., stützen kann.

Die gewisse Geringschätzung, die in dem eingangs erwähnten Ausspruche liegt, findet ihren Grund in der falschen Auffassung, die noch vielfach über Rechte und Pflichten beider Organe herrscht. Keines ist dem anderen über — bezw. untergebracht, sondern sie sind einander nebengeordnet und zwar jedes mit einem bestimmten und von dem des anderen getrennten Aufgabenkreis. Der Vorstand vertritt als verantwortlicher „geschäftsführender Chef" die Genossenschaft nach innen und außen, unter Beachtung der Beschränkungen, die ihm Gesetz, Satzung und Beschlüsse des Aufsichtsrates und der Vollversammlung auferlegen — der Aufsichtsrat beaufsichtigt die Handlungen des Vorstandes, schränkt sie ein, wenn nötig, kann dem Vorstand aber keinerlei Handlungen vorschreiben.

Die Vorstandsmitglieder sind untereinander gleich, wenn auch der Obmann seine kleinen Sonderrechte und -pflichten hat, sie sind gemeinsam für die Geschäftsführung verantwortlich und müssen unbedingt solidarisch fühlen, nicht nur in guten Tagen bei Teilung des moralischen Verdienstes, sondern auch in bösen Zeiten, wenn irgend ein Fehler gemacht worden ist und vertreten werden muß. Dazu ist Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit untereinander in erster Linie von nöten, dann werden auch geteilte Meinungen, die es immer geben kann und geben wird, nicht zu Mißverständnissen und Zänkereien führen. Dasselbe gilt von den Beziehungen zwischen Vorstand und Aufsichtsrat. Hier sind private Erörterungen zwischen einzelnen Mitgliedern des Vorstandes und Aufsichtsrates zu vermeiden und als Verbindungsmann zwischen beiden Organen hat der Vorsitzende des Aufsichtsrates zu wirken.

Die gemeinsame Arbeit des Vorstandes wird nicht beeinträchtigt dadurch, daß die einzelnen Mitglieder bestimmte Arbeitsgebiete übernahmen — gerade hierdurch wird vielmehr ihr Interesse gesteigert und damit auch die Leistung. Sind nicht alle Vorstandsmitglieder tatsächlich in der genossenschaftlichen Arbeit beschäftigt, so kann ein Abwechseln in der Ausübung der einzelnen Funktionen zu raten sein.

Die Vorstandsmitglieder sollten, wenn irgendmöglich, es vermeiden, Darlehen für eigene Person aufzunehmen, weil sie dadurch in ihren Entschließungen unfrei werden, sollte dagegen als Spareinleger ihren Genossen ein gutes Beispiel sein, weil sie durch solchen Beweis des Vertrauens in ihr eigenes Unternehmen dessen Ruf am meisten heben und ihm somit unmittelbar nützen.

In seiner Geschäftsführung soll der Vorstand „die Vorsicht eines ordentlichen Geschäftsmannes anwenden" oder, wie ein deutsches Reichsgericht es ausdrückt, „für die Genossenschaft sorgen wie ein guter Hausvater für die Seinen". Dazu gehört vor allem eine dauernde Kontrolle der gewährten Kredite und der laufenden Rechnungen, auch die Sorge für sorgfältige Führung der Protokollbücher. Geschieht dies vorschriftsmässig, so ist auch eine erspießliche Zusammenarbeit mit dem Aufsichtsrat gesichert, vorausgesetzt, daß dieser sich auf seine Aufgabe der Aufsichtsführung beschränkt.

Diese Aufgabe ist durchaus nicht so leicht, wie es scheinen könnte und wie es manchmal behandelt wird. Ein Kassensturz alle Vierteljahr einmal genügt noch lange nicht. Die Kontrolle sämtlicher Außenstände in bezug auf Höhe, Sicherheit, vorschriftsmäßige Rückzahlungen muß häufig erfolgen und peinlich genau durchgeführt werden — im Interesse der Genossenschaft, aber auch im Interesse des Vorstandes, der dadurch entlastet wird und sich umso sicherer fühlen kann. Die häufige und genaue Kontrolle führt, wenn sie richtig gehandhabt wird, nur zu vollstem Vertrauen zwischen beiden Organen.

Da der Aufsichtsrat über alle höheren Kredite zu bestätigen hat, muß er sich stets in vollem Maße darüber klar sein, daß

1. Klarheit und Sicherheit in allen Kreditfragen die erste Vorbedingung ist.

2. Bei der kurzfristigen Kündbarkeit der Spareinlagen keine langfristigen Kredite (oder zu häufige Prolongationen) möglich sind.

3. Die Liquidität (also die Bereitschaft, in jedem Augenblick größere Einlagen zurückzuzahlen) unbedingt gehoben werden muß, was nur durch Ansammeln einer Kreditreserve möglich ist.

Die Aufgabe des Aufsichtsrates ist es also, darüber zu wachen, daß mit den zu Gebote stehenden Mitteln sozial und wirtschaftlich das Möglichste geleistet, d. h. dem einzelnen Notleidenden geholfen und gleichzeitig das große Ganze nicht gefährdet wird. Dazu gehört, daß die Aufsichtsratsmitglieder selber höchstens Darlehen in Durchschnittshöhe, mit besonders guten Sicherheiten und pünktlicher Rückzahlung erhalten, denn nichts ruft mehr Aerger und Mißtrauen hervor als die geringste, vielleicht nur scheinbare Bevorzugung eines „Funktionärs" gegenüber den übrigen Kassenmitgliedern; ganz abgesehen davon, daß ein stark verschuldetes Aufsichtsratsmitglied weder den Dingen gegenüber die nötige Entschluß-Freiheit, noch dem Vorstand gegenüber die notwendige Autorität besitzt.

Trifft der Aufsichtsrat bei seiner Kontrolle auf Mißstände, so ist er zur Kritik verpflichtet, jedoch zu einer maßvollen, sachlichen Kritik unter Anerkennung der oft schwierigen Umstände, unter denen der Vorstand zu arbeiten gezwungen ist. Solche echt genossenschaftliche Kritik wird einen guten Vorstand nur anspornen in seiner Arbeit, so daß auf der Vollversammlung (deren Bedeutung vielen Kassamitgliedern leider noch durchaus nicht aufgegangen ist, sonst würden sie derselben vielmehr Interesse entgegenbringen!) beide Organe in vollster Einigkeit und mit einer klaren, wahrheitsgemäßen Bilanz vor die Mitglieder ihrer Genossenschaft treten können und die Entlastung ihnen ohne Bedenken erteilt werden kann.

Uns scheint, daß auch manche unserer Vorstände und Aufsichtsräte aus den Ausführungen des Herrn Direktor Korthaus manches beherzigen können.

Landwirtschaft und Tierzucht

Der Landwirt im Januar.

„Januar warm, — daß Gott erbarm!"

Während der Städter, um Kohlen zu sparen, einen gelinden Winter herbeiwünscht, soll es beim Landmann ordentlich kalt sein. Denn Kälte konserviert die Winterpflänzchen, indes bei Nässe so manches verfault. Sind Tiefstall oder Dungstätte voll, Wege und Acker aber festgefroren, so eignen sie sich sehr zum Mistfahren Ein Feldhaufen, nach allen Regeln der Kunst angelegt, und mit Spreu oder Erde bedeckt, wird nur wenig Nährstoffe verlieren. Sollte im Januar ausnahmsweise der Boden offen sein, so wäre unbedingt zum Breiten und sofortigen Unterpflügen des Mistes zu raten. Neuere dänische Versuche haben die Wichtigkeit dieses Punktes aufs neue bewiesen.

In Süddeutschland fährt man den Wintermist auch gern auf das Grasland, trotzdem das Ammoniak nach dem Breiten alsbald verfliegt. Kali- und Phosphordüngemittel lassen sich ganz gut über Winter auf Feld und Wiesen bringen.

Stürmt und kneift es gar zu sehr, dann geht es in den Wald. Hier wird Holz geschlagen, durchforstet und, wenn möglich, der Waldboden gelüftet. Auf dem Hofe wird davon Brennholz gesägt, gespalten und alles geschobert. Ferner wird Eis gefahren und wenn es paßt, gedroschen. Gerade bei Frost drischt sich alles am besten.

Sollten Tage kommen, wo man sich am liebsten in den Gebäuden aufhält, so gibt es auch hier Arbeit. Die Männer werden alle Geräte durchsehen und einfetten, Spreu sieben, Häcksel schneiden usw., die Frauen Säcke flicken, Körbe flechten und Heu binden. Das Vieh in den Ställen muß jetzt besonders gut gefüttert und gepflegt werden, damit es trotz der mangelnden Bewegung gesund und leistungsfähig bleibt. Der alte Spruch: „Das Auge des Herrn mästet sein Vieh" besagt auf gut deutsch, daß der Landwirt möglichst bei jedem Füttern im Stalle zugegen sein soll.

Schließlich ist die Winterszeit auch zum Atemholen da, daß man sich einmal in Ruhe klar wird, wohin die ganze Fahrt eigentlich geht, seine Bücher neu einrichtet, sich weiterbildet und einmal Umschau hält, was die andern machen. Die Genossenschaft ist stärker als der einzelne! —il.

Getreidepreise.

Die Posener Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft gibt im „Zentralwochenblatt" einen Marktbericht mit Besprechung der Lage auf dem Getreidemarkte. Die Ausführungen sind so umfangreich, daß sie den Rahmen unserer landwirtschaftlichen Beilage überschreiten, enthalten aber auch so viel für unsere Verhältnisse Interessantes, daß wir unseren Lesern einen kurzen Auszug des Berichtes nicht vorenthalten möchten.

Die geradezu vernichtend niedrigen Getreidepreise haben die Regierungen verschiedener Länder zu Hilfsmaßnahmen veranlaßt. Auch die polnische Regierung erkannte die drohende Krise in der Landwirtschaft und setzte, um derselben zu wehren, eine Ausfuhrprämie in der Höhe von 6 Zloty pro 100 kg Roggen und Weizen, 4 Zloty für Gerste und Hafer und 9 Zloty für Mehl fest.

Die Hoffnungen, die die Landwirte bezüglich des Einflusses dieser Maßnahme auf die Hebung des Inlandspreises setzten, wurden allerdings teilweise getäuscht. Einerseits nämlich bewirkten die Maßnahmen der polnischen Regierung zuerst einen starken internationalen Preiseinbruch, der erst allmählich beseitigt wurde. Andererseits sind die Ausfuhrprämien nur beschränkt auf ein gewisses Kontingent — mit Rücksicht auf die nur beschränkten Mittel, die zur Verfügung stehen, sowie auf die Gefahr, daß sonst zu viel Getreide ausgeführt wird und zu Ende des Wirtschaftsjahres mit Verlust wieder eingeführt werden müßte, wie es früher geschehen ist.

Die Verteilung des Ausfuhrkontingents erfolgt durch den „Zwionzek eksporterow zboza" nach einem Schlüssel, der die einzelnen Wojewodschaften sowie die an dem Zwionzek beteiligten Verbände berücksichtigt. Dieser Schlüssel wurde nach der ersten Anmeldung angenommen, also auf einer sehr unmaßgeblichen Grundlage. Zudem sind innerhalb der einzelnen Verbände, also auch z. B. innerhalb der Zentralgenossenschaft, sehr viel größere Mengen Getreide zur Verfügung gestellt worden als Ausfuhrzertifikate gegeben worden sind, so daß auch die Mitglieder eines am Zwionzek beteiligten Verbandes nur einen kleinen Teil der erhofften Prämien einstecken werden. Genossenschaften aus anderen Landesteilen, die nicht gleich im Anfang gewisse Mengen Ausfuhrware angemeldet haben, sowie Landwirte, die nicht genossenschaftlich oder berufsständisch organisiert sind, gehen ganz leer aus. Es interessiert deshalb vor allem die Frage, wie sich unter diesen Umständen die Inlandspreise entwickeln werden. Nach Ansicht der Zentralgenossenschaft ist für den Dezember kaum mit einem günstigen Einfluß der Ausfuhrprämie auf den Innenmarkt zu rechnen, dagegen kann man auf einen solchen in beschränktem Maße bei Vergebung der zweiten Rate der Ausfuhrzertifikate (für Jänner) hoffen. Für den Osten werden allerdings stets etwas niedrigere Notierungen gelten, da die Ausfuhr überwiegend nach dem Westen geht und der Frachtunterschied diesen Preisunterschied bedingt. —

Die Aufkäufe des Staates halten sich dieses Jahr in engen Grenzen und werden den Preis nicht merklich beeinflussen. Auch ist festzustellen, daß die bisherigen Verhandlungen deutscher Getreide-Ausfuhr-Organisationen mit den polnischen zwecks gemeinsamer, günstigerer Verwertung des Getreide-Ueberschusses noch nicht zu positiven Ergebnissen geführt haben. Indessen wird in dieser Richtung weitergearbeitet und es ist zu erwarten, daß keine erneute Senkung der Getreidepreise mehr erfolgt.

Demnach ist dem Landwirt zu raten, seine Vorräte nicht Hals über Kopf loszuschlagen, andererseits aber auch nicht allzusehr auf ein weiteres Anziehen der Preise zu spekulieren.

Behandlung des Getreides nach dem Drusch.

Hauptgrundsatz für die Aufbewahrung von Getreide ist, dasselbe trocken, kühl und womöglich unter Luftabschluß aufzubewahren. Dazu kommt als Hauptpflege das Umschaufeln.

Dieses wird nur bei trockenem heiteren Wetter vorgenommen, niemals bei Regen und feuchter Witterung.

In jedem Getreidehaufen spielen sich zahlreiche und sehr verschiedene Lebensprozesse ab. Das Bestreben der Landwirte muß nun dahin gehen, diese Prozesse so zu führen, daß die Samen und Früchte so wenig Einbuße als möglich erleiden. Die Hauptpunkte, auf die es dabei ankommt, sind: 1. Temperatur der Samenmasse und der umgebenden Luft, 2. der Feuchtigkeitsgehalt beider, 3. die Bewegung der Luft. — Getreide und andere gedroschene Samen sind schlechte Wärmeleiter, d. h. sie erwärmen sich langsamer als die Luft und kühlen sich langsamer ab als diese. Ferner nehmen sie, da sie hygroskopisch (Wasser anziehend) sind, leicht Feuchtigkeit aus der umgebenden Luft an, weshalb v[illegible] zu Zeiten wie oben angegeben umgeschaufelt werden soll. Aus diesen Gründen müssen die Speicherluken, so bald die Außenluft wärmer ist als das Getreide auf dem Speicher, geschlossen bleiben und auch das Umschaufeln unterbleiben. Desgleichen bleiben die Speicherluken bei Regen- und Nebelwetter geschlossen. Trotzdem der Bauer gerade bei solchem Wetter Zeit hat, soll er das Umschaufeln unterlassen. Das Umschaufeln des Getreides und das Oeffnen der Speicherluken erfolgt daher zu jenen Zeiten, wo die Außenluft kälter als das Getreide und die Luft auf dem Speicher ist. Das Umschaufeln findet daher nur bei kaltem, trockenem Wetter statt. Bei solcher Witterung öffne man, besonders in der Nacht, die Speicherluken.

Bezüglich der Größe der Getreidehaufen gilt, daß je kälter und trockener das gedroschene Getreide auf den Speicher gebracht wird, dasselbe in desto größeren Haufen aufgeschüttet werden kann. Das Umschaufeln von normal gedroschenem Getreide hat anfangs etwa ein bis zweimal wöchentlich, später ein bis zweimal monatlich zu erfolgen. Sind die Haufen aber feucht, so muß man täglich einmal umschaufeln. Bei erwärmten Haufen erfolgt das Umschaufeln womöglich einstündig.

Muß der Landwirt einmal feuchtes Getreide auf den Schüttboden bringen, so kann er zum Austrocknen desselben mit großem Vorteil ungelöschten Kalk verwenden. Der Kalk wird in Körben zwischen das Getreide gestellt und ist nach zirka drei Wochen das Getreide vollständig trocken. Die Haufen bedeckt man mit großen Tüchern oder Säcken. Durch diese Behandlung wird selbst muffiges Getreide von diesem Geruche befreit und bekommt auch das Getreide seinen schönen Glanz und Griff wieder.

Getreidespeicher über den Ställen sind nur dann geeignet, wenn dorthin aus den Ställen überhaupt kein Dunst aufsteigt.

Die Stalluft.

Während der Stallhaltung der landwirtschaftlichen Nutztiere ist für eine ausreichende Zuführung frischer Luft zu sorgen, da die Luft im geschlossenen Raum allmählich verdorben wird.

Da die Tiere bei der Atmung Sauerstoff aufnehmen und Kohlensäure abgeben, außerdem andere Gase abscheiden, wird die Luft verunreinigt. Auch der Wasserdampf, den die Tiere ausscheiden, mischt sich der Luft bei. Durch die dauernde Wärmeabgabe des tierischen Körpers kann sich, besonders in kleinen, stark besetzten Ställen, die Luft soweit erwärmen, daß eine normale Entwärmung des Körpers nicht möglich ist und infolgedessen hitzschlagähnliche Erkrankungen auftreten.

In starkem Maße wird die Luft verunreinigt durch die beim Füttern von Heu und Stroh auftretende Staubentwicklung. Zur Infektionsquelle wird die Stalluft dann, wenn sich im Stall Tiere befinden, die an Krankheiten der Atmungsorgane wie Tuberkulose, Lungenseuche usw. leiden. Diese stoßen beim Husten infizierte Tröpfchen aus, die in die Luftwege gesunder Tiere gelangen können und auf diese Weise die Ansteckung hervorrufen. Die Ansteckungsgefahr ist in Ställen mit ungenügender Lüftung größer, weil sich die Krankheitskeime in stärkerem Maße ansammeln können. Im Gegensatz hierzu hat man festgestellt, daß sich in Stallungen, in denen ausreichende Lüftungsanlagen angebracht wurden, die Zahl der Krankheiten zurückging und hierdurch eine höhere Leistungsfähigkeit erzielt wurde. In Milchviehställen z. B. hat man oft nach Einbau einer Lüftungsanlage eine Steigerung des Milchertrages festgestellt, ein Zeichen dafür, daß die Höhe der Leistung von der Gesundheit des Tieres in hohem Maße abhängt.

Der dauernde Luftverbrauch macht einen Ersatz der verdorbenen durch ausreichende Frischluftzufuhr nötig. Man verlangt für Pferde und Rinder einen Luftraum von 30—40 Kubikmeter, für kleinere Tiere entsprechend weniger. Je kleiner der Luftraum ist, der einem Tier zur Verfügung steht, desto größer muß die Zufuhr von Frischluft sein.

Frische Luft wird in den Stall hineingebracht auf natürlichem Wege, d. h. durch die Poren der Wände und Decken, und durch Ritzen an Türen und Fenstern. Wir haben es hier mit der natürlichen Ventilation zu tun, die auf Temperaturunterschied und Luftströmung beruht, somit großen Schwankungen unterworfen und meistens ungenügend ist. Deshalb ist es zweckmäßiger, eine künstliche Lüftung zu schaffen, welche die Gewähr gibt, daß dauernd und gleichmäßig frische Luft zugeführt und die schädlichen Ansammlungen der Stalluft abgeführt werden. Bei der Anlage muß man beachten, daß keine Zugluft entsteht und im Winter keine zu große Entwärmung des Stalles eintritt. Man erreicht dies am besten durch Verbindung der Horizontallüftung mit der Vertikallüftung. Die Luftzufuhrkanäle werden zweckmäßig so angelegt, daß sie in einer Höhe von 50 Zentimetern außen beginnen, in der Wand hochlaufen und unter der Decke in den Stall einmünden. Auf diese Weise erwärmt sich die eintretende Außenluft. Die Vertikallüftung wird durch Dunstschlote erreicht, die über der Stallgasse oder den Futtertischen anzubringen sind. Man baut sie aus Holz, das nach der Seite iso-

liert wird, am besten aus verzinntem Eisenblech oder glasierten Steingutröhren, die mit einer Torfmullisolierung versehen werden. Um die Entlüftung zu regulieren und eine zu starke Entwärmung des Stalles zu verhüten, werden die Dunstschlote mit Verschlußkappen versehen. Dr. D.

Genossenschaftswesen

Vom Sinn und Wesen unseres Raiffeisentums.

Wohl zu keiner Zeit ist soviel über Raiffeisen und Raiffeisenvereine gesprochen worden, als dies in unseren Tagen geschieht. Leider müssen wir immer wieder die Erfahrung machen, daß gar viele davon reden, ohne die notwendige Sachkenntnis zu besitzen. Jahrzehntelang schon läßt Raiffeisen seinen Segen durch tausend Kanäle in unser Landvolk fließen, und doch gibt es noch so viele, die vom Sinn und Wesen des Raiffeisentums kein Verständnis haben.

Raiffeisentum ist nicht Geschäft. Wenn es Geschäfte treibt dann sind die Geschäfte nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu einem höheren Zweck. Im Mittelpunkt der Arbeit und des Interesses steht nicht die Wirtschaft, sondern der Mensch. Wenn das Raiffeisentum an einzelnen Gliedern und Einrichtungen Schaden erlitten, dann kam dies immer daher, daß man dem Sinn und Wesen des Raiffeisentums untreu geworden, indem man über den von Raiffeisen gespannten Rahmen hinausging.

Raiffeisentum ist auch nicht Karitas im engeren Sinn des Wortes, nicht Unterstützungsanstalt durch Darreichung von Almosen. Raiffeisentum will nicht augenblickliche Not lindern ohne Rücksicht auf die Zukunft, sondern will heilen, aufbauen und schützen.

Wenn auch die wirtschaftliche Not den Bürgermeister Raiffeisen in Weyerbusch und Flammersfeld anregte, seine Spar- und Darlehnskassen als Sturmtruppen gegen Wucher und Ausbeutung zu gründen, so war er sich doch von vornherein bewußt, daß alle wirtschaftlichen Hilfsmaßnahmen nur Palliativmittelchen sind, die auf die Dauer nicht helfen können, wenn die Menschen, die sich der wirtschaftlichen Mittel bedienen, nicht zugleich sittlich gefördert und gehoben werden. Geld und Gut können nur in den Händen sittlicher Menschen Halt finden, und für sie und andere zu Segensquellen werden. Gewiß, man muß, sagt der große soziale Bischof Ketteler, den Menschen erst zu den notwendigen Lebensbedingungen verhelfen, ehe man ihnen die 10 Gebote predigen kann. Aber die 10 Gebote bilden doch nicht nur die Grundlage für das geistige, sondern auch für das wirtschaftliche Leben des Menschen. Rein geschäftliche Erwägungen und Maßnahmen allein haben auf die Dauer keinen Bestand. Genossenschaft ist Organismus, ist Leben. Leben aber wird erzeugt und wird getragen von Zielen, die in der geistig sittlichen Welt lebendig und begrifflich klar erfaßt werden, die religiös verankert sind. Unsere ländlichen Spar- und Darlehnskassen dürfen nicht zu profitsüchtigen privatwirtschaftlichen Kontoren, aber auch nicht zu bürokratischen Schreibstuben werden. In den Genossenschaften brauchen wir warme Herzen und hilfsbereite Hände, brauchen wir ganze Menschen, die sich dem Mitbruder und dem ganzen Volke verantwortlich fühlen.

Wir dürfen nicht die Seele neben unserer Arbeit pflegen sondern wir müssen unsere Arbeit mit dem ganzen Leben unserer Seele erfüllen. Je mehr uns das gelingt, desto mehr kommen wir zur sozialen Einheit, die Vater Raiffeisen bei all seiner Arbeit als notwendig zu erstrebendes Ziel vor Augen schwebte. Von diesem Boden aus schuf Raiffeisen sein Werk, und alle seine Maßnahmen sind weiter nichts als Folgerungen aus diesen Grundsätzen.

Ausschluß jeder kapitalistischen Dividendenpolitik, Anleitung der Mitglieder zu geordneter Wirtschaftsführung, Erzeugung von Qualitätsware, Pflege des Sparsinns sollen die wirtschaftliche Lage heben. Pflege und Stärkung des Solidaritätsgefühls, Eintreten der Bessersituierten für den schwächeren Mitbruder. Stimmrecht nach Köpfen, nicht nach Kapitalbeteiligung, ehrenamtliche Verwaltung, alles Einrichtungen, die das sittliche Verantwortungsgefühl wecken, den Verantwortungsernst stärken und die Verantwortungsfreudigkeit heben müssen.

So ist das Raiffeisentum die beste Schule für die so notwendige Volksgemeinschaft und damit auch die beste Abwehr des auch uns drohenden Amerikanismus, wo die Vermögen sich in den Händen einzelner zu sammeln drohen. Das ist die Türkennot unserer Zeit. Gegen sie müssen und wollen wir ankämpfen. Das Raiffeisentum stellt mit seiner christlichen Einstellung die besten Beweggründe und die wirkungsvollsten Waffen.

Wenn wir auch Schulze-Delitzsch neidlos als Vater des Genossenschaftswesens anerkennen, weil er in harten Kämpfen die Form für das Genossenschaftswesen schmiedete und weil ihm in erster Linie die rechtliche Sicherstellung der Genossenschaften durch das Genossenschaftsgesetz zu verdanken ist, so waren seiner Erkenntnis doch Schranken gezogen. Er war der Vater des städtischen Genossenschaftswesens für Gewerbetreibende, hatte aber kein Verständnis für die Lebensnotwendigkeiten des kleinen Landwirts, dem mit kurzfristigem Kredit nicht gedient war, hatte kein Verständnis für die Bedürfnisse des ebenfalls für den genossenschaftlichen Gedanken reif gewordenen Arbeiterstandes. Ihm mangelte auch der Blick für die Notwendigkeit einer geldwirtschaftlichen Zusammenfassung eines starken zentralen Geldinstituts. Hier setzte Raiffeisen ein und gewann den stärksten Einfluß auf die Entwicklung der Genossenschaftsbewegung. Er ist der Vater des ländlichen Genossenschaftswesens, das alle Dorfbewohner zu einigen vermag und das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Volksgenossen wecken kann und muß, weil es den Gedanken der christlichen Nächstenliebe zum beherrschenden Mittelpunkt der Genossenschaftsarbeit macht.

Nach diesen Grundsätzen hat Raiffeisen gearbeitet, die Grundsätze haben sein Werk befruchtet und groß gemacht so sehr, daß auch heute noch ein jeder in der weiten Welt, der genossenschaftlich arbeiten will, an Raiffeisen nicht vorbeigehen darf. Diese Grundsätze allein werden Raiffeisens Werk auch für die Zukunft retten.

Wir schlagen nicht den Mantel pharisäischer Selbstgerechtigkeit um uns, wir sind uns unserer Unzulänglichkeit bewußt. Es geht uns nicht um Formen, noch weniger um Personen, sondern um die Sache, um das Erbe unseres Vaters Raiffeisen, und dessen sind wir froh und mit uns so viele auf dem weiten Erdenrunde.

Wir wollen nicht reiche, sondern bessere und glücklichere Menschen schaffen.

Das ist der Sinn und Wesen des Raiffeisentums.

Zur Beachtung!
Vom Referenten der Revisions-Abteilung.

Die anläßlich der Revision in der Regel durch den Verbandsrevisor anberaumten gemeinschaftlichen Sitzungen des Vorstandes und des Aufsichtsrates sind leider oft sehr schwach besucht.

In den gemeinschaftlichen Sitzungen kann ein jeder zweifelhafte Punkt erörtert werden und der Revisor kann die Amtswalter mit seinem Rate unterstützen.

Die gemeinschaftlichen Sitzungen haben aber auch den Zweck, Vorstand und Aufsichtsrat über Angelegenheiten der Geschäftsführung zu unterrichten. Jeder weiß ja, daß unsere Amtswalter in den meisten Fällen sich aus einfachen Landwirten zusammensetzen, die von genauen gesetzlichen Bestimmungen wohl wissen, die aber dankbar sind, wenn sie über dasjenige, was sie wissen müssen, unterrichtet werden. Bekanntlich wächst ja auch das Interesse mit dem Verständnis.

Erhalten die Amtswalter eine klare Belehrung über Gesetz und Statut, dann wird sich schon bei den meisten das Interesse für eine ordentliche Verwaltung regen. Eine belehrende gegenseitige Aussprache zwischen Verband und Genossenschaft sollen ferner die Sitzungen ermöglichen. Man tritt sich bei den Sitzungen gegenseitig näher, spricht sich über manche Vereinsangelegenheiten aus und so wird das gegenseitige Vertrauen gehoben. Daß hieraus sowohl für den Verband, wie für die ihm angeschlossenen Genossenschaften nur Vorteile entstehen können, liegt auf der Hand. Mögen deshalb alle Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder der Kassen und Genossenschaften den Sitzungen stets fleißig beiwohnen. Was ihnen im Laufe des Jahres in der Verwaltung ihres Amtes Unklares entgegentritt oder worüber sie sonst Aufklärung wünschen, mögen sie sich bis zur nächsten Revision notieren. Auf diese Weise wird es möglich sein, nach und nach die Amtswalter über alles für sie Wissenswerte zu unterrichten. Das Interesse wird immer mehr geweckt und die Genossenschaften werden auf diese Weise in ihrer Entwicklung wesentlich gefördert.